

MINDEXX -Tödlicher IQ

Leseprobe

Es gab nicht »den Entführer«. Natürlich hatte mich damals einer von ihnen in den weißen Lieferwagen gezogen, aber ich hatte die Person nicht erkennen können. Ich wusste nicht, wer von ihnen es gewesen war. Sie waren eine Gruppe, eine Art Familie, wobei Familie wohl auch nicht ganz das richtige Wort für ihre Gemeinschaft darstellte. Ein besseres fiel mir nur nicht ein.

Niklas begegnete mir gleich in den ersten Tagen meiner Gefangenschaft. Wir kannten uns bereits aus der Jugendherberge und so war es nur natürlich, dass wir uns verbündeten.

Am Tag der Entführung verlor ich mehrmals das Bewusstsein. Einmal hatte ich Niklas um Hilfe rufen hören. Er klang so verzweifelt und panisch, dass ich es nicht ertragen konnte, ihm zuzuhören. Ich musste mich selber aus lauter Angst vor dem, was mir nun auch bevorstehen würde, übergeben und erstickte beinahe an dem Erbrochenen. An dieser Stelle hatte ich einen Blackout, von dem ich nicht sagen konnte, wie lange er gedauert hatte. Ich wusste nur noch, dass ich ganz benommen war, als ich das nächste Mal zu mir kam. Meine Hände waren nicht mehr gefesselt. Ich lag in einem Bett in einem sehr kleinen, rechteckigen Raum, der bis an die Decke weiß gefliest war.

Als ich mich bewegte, ging eine Neonlampe an und blendete mich so stark, dass ich einige Minuten nichts sehen konnte. Langsam gewöhnten sich meine Augen an das grelle Licht und ich stellte fest, dass ich einen verwaschenen weißgrauen Baumwollschlafanzug trug. Von den Fesseln hatte ich Schürfwunden an den Handgelenken, die gereinigt und verbunden worden waren. In der linken Ellenbeuge konnte ich winzige Einstichlöcher erkennen, die mich beunruhigten.

Ich wusste nicht, was das zu bedeuten hatte, aber es machte mir Angst. Ich stieg aus dem Bett und fand Frotteepantoffeln davor. Ich zog sie barfuß an und ging zur Tür, in die ein großer, schmaler Spiegel eingelassen war. Mir blickte ein aschfahles, verschrecktes Gesicht entgegen, das von zerzausten Haaren umrahmt war. Es dauerte einen Moment, bis ich mich selber darin erkannte, denn das Mädchen kam mir fremd vor.

Erst dann fiel mir auf, dass die Tür in diesem Raum keine Klinke hatte. Neben dem metallenen Türrahmen war ein kleiner schwarzer Kasten in die Wand eingelassen, der ein Eingabefeld und Tasten mit den Ziffern eins bis neun aufwies. In der rechten, oberen Ecke des Kastens blinkte eine winzige rote Leuchtdiode. Es musste sich um ein Zahlenschloss handeln. Ich entdeckte eine Nische am anderen Ende des Raumes, in der sich eine sehr tief gebaute Toilette und ein Wasserhahn befanden. Wenn man ihn aufdrehte, kam nicht viel mehr als ein Rinnsal aus dem Hahn heraus, welches über eine schmale Rinne im Boden abfloss.

Sonst gab es nichts im Zimmer, nicht einmal ein richtiges Waschbecken. Ich wusste nicht, was ich machen sollte, und ging zur Tür, wieder zum Bett und zur Tür zurück.

Einerseits wollte ich raus aus dem Raum und weglaufen, gleichzeitig hatte ich aber auch eine panische Angst vor dem, was sich hinter der Tür befinden würde. Vielleicht konnte ich um Hilfe schreien, allerdings würde ich meine Entführer so auch auf mich aufmerksam machen.

Nach einer Weile, die ich unentschlossen in der Zimmermitte verbracht hatte, klopfte ich wild gegen die Scheibe. Ich schrie: »Hilfe, hört mich jemand? Ich bin hier drin! Hilfe!«

Es passierte ziemlich lange gar nichts. Im Zimmer war es so still, dass ich meinen eigenen Herzschlag hören konnte. Ich setzte mich auf das Bett mit dem Rücken zu der Wand, die der Tür gegenüberlag, und wartete. Vom Gefühl her saß ich stundenlang so da, ohne mich zu rühren, aber im Nachhinein denke ich, dass sie mich nicht so lange unbeobachtet gelassen haben.

Als dann endlich die Tür aufging, hatte ich eine solche Angst, dass mein Herz zu rasen begann. Ich zitterte und hatte plötzlich eiskalte Hände.

Herein kam eine Frau im weißen Kittel, die wie eine Ärztin aussah. Sie hatte sich einen Stuhl mitgebracht, den sie gelassen in der Mitte des Raumes abstellte. Sie setzte sich mit übereinandergeschlagenen Beinen darauf. Ich war starr vor Angst und konnte mich nicht rühren. Hoffentlich wollte sie mir nichts tun. Hoffentlich wollte sie mich nicht umbringen!

»Mein Name ist Sophia«, stellte sie sich vor und beobachtete mich eine ganze Weile lang. Dann seufzte sie, schwang die Beine in die andere Richtung übereinander und blätterte in einer Akte, die mir bis dahin noch nicht aufgefallen war.

Sophia schätzte ich Anfang sechzig. Sie hatte schwarze

Haare mit einem leichten Schimmer von grau darin, die streng zusammengebunden waren, ein Gesicht, das ein wenig asymmetrisch und gerade dadurch interessant wirkte, und lange Beine, die in einer schwarzen Seidenstrumpfhose und hohen Schuhen steckten. Ein dezenter Hauch von Parfüm haftete an ihr, den meine Sinne nur erfassten, weil sie auf das Äußerste angespannt waren. Sophia wirkte gebildet und intelligent.

»Wie heißt du?«, fragte sie mich in einem beruhigenden Tonfall, der meine Angst ein bisschen dämpfte und mich in trügerischer Sicherheit wiegte.

»Nathalie«, antwortete ich leise aus meiner Ecke.

Sie setzte einige Kreuze in der Akte, kitzelte eine Anweisung dazu und legte sie schließlich aus der Hand.

»Hast du Hunger?«

Ich sagte nichts.

»Durst?«

»Ich will nach Hause!«, flüsterte ich.

»Darüber wollte ich mit dir sprechen ... Nathalie. Weißt du, warum du hier bist?«, fragte sie und sah mich mit einem musternden Blick an.

Ich schüttelte den Kopf.

»Du hast eine sehr seltene Krankheit. Wir können von Glück reden, dass man dich so schnell gefunden hat, als du ohnmächtig geworden bist. Du hättest sterben können.« Sophia machte eine Pause und ließ die Worte erst einmal wirken, bevor sie hinzufügte: »Wir haben dich hier aufgenommen, damit du wieder gesund wirst. Verstehst du das?«

»Ich bin nicht krank!«, entgegnete ich ihr.

»Warum solltest du sonst hier sein?«, fragte sie und stand von ihrem Stuhl auf.

»Ich bin entführt worden! Helfen Sie mir! Ich bin Nathalie Reinhard! Fragen sie die Polizei, die weiß bestimmt schon Bescheid.« Ich war vom Bett aufgesprungen und auf sie zugegangen, doch sie schüttelte energisch den Kopf. »Tut mir leid, aber ich kann dich nicht gehen lassen. Erst musst du wieder gesund werden.«

»Ich bin gesund!«, schrie ich verzweifelt.

»Ich will hier raus!«

Sophia öffnete mit einem Code die Tür und winkte eine Krankenschwester herein. »Du solltest etwas essen!«, sagte sie stirnrunzelnd und verschwand.

Das Essen stand noch immer unberührt dort, wo es die Schwester abgestellt hatte. Ich starrte die mittlerweile kalten Kartoffeln und Fischstäbchen lange unentschlossen an. Was sollte ich tun? Konnte ich es essen? Vielleicht wollten sie mich vergiften. Heimtückisch mit einer Zutat in den Fischstäbchen. Womöglich enthielt das Getränk eine Droge. Ich war hungrig, aber noch nicht so hungrig. Ich würde warten. Im Moment konnte ich den Hunger ertragen und ich hatte die Hoffnung, dass die Polizei mich jederzeit finden würde.

Mein Verschwinden musste bemerkt worden sein. Ich ignorierte das Tablett mit dem Essen und setzte mich stattdessen wieder aufs Bett. Was konnte ich hier drinnen tun?

Oder besser, wie kam ich hier raus? Obwohl ich mich in einer absurden Ausnahmesituation befand, waren meine Gedanken erstaunlich klar. Vielleicht gerade deswegen. Ich ging zur Tür und drückte dagegen. Sie bewegte sich keinen Millimeter. Richtig, sie ging ja auch nach innen auf. Stattdessen versuchte ich nun einen wahllosen Code auf dem Zahlenschloss einzutippen. Leider musste ich feststellen, dass man fünfzehn Ziffern eingeben musste

und die Chance, per Zufall die richtigen zu erraten, war verschwindend gering. Drei Versuche ergaben dreimal ein negatives Tuten aus dem Apparat und weiterhin eine rot leuchtende Diode.

»Falsche Eingabe«, war auf dem Panel zu lesen.

Keine Chance. Wenn sie nicht zu mir hereinkam, würde sich die Tür nicht öffnen. Ich ging zum Bett zurück und untersuchte es nach irgendwelchen Hilfsmitteln. Ich legte mich flach auf den Boden und erkannte von unten, dass es einen festen eingebauten Lattenrost hatte. Ansonsten war nichts zu sehen.

Kein Krümel Staub lag unter dem Bett. Ich hob erst die Bettwäsche und dann die Matratze hoch. Nichts Besonderes oder Auffälliges kam hervor. Das Bett war ein Eisengestell, welches an der Wand fixiert war. Man konnte keinen Teil herausbrechen, welchen man als Werkzeug hätte nutzen können.

Blieb die Badnische. Aus dem Hahn tropfte kaltes Wasser in einem dünnen Strahl. Es sah sauber aus und roch unauffällig. Wahrscheinlich war es Trinkwasser. Die mickrige Kloschüssel war so tief, dass sie fast im Boden eingelassen war und hatte einen extrem kleinen Durchmesser. Das kam mir seltsam vor, doch ich konnte nichts damit anfangen. Die Spülung war ein Druckknopf im Boden, der mich an Toiletten in Autobahnraststätten erinnerte. Wie beim Wasserhahn spülte es auch bei der Kloschüssel nur mit wenig Wasser. Ich drehte mich im Kreis. Ich hatte alles untersucht und nichts gefunden. Der ganze Raum hatte vielleicht sechs Quadratmeter, schätzte ich. Die Decke war höher als normal und die grelle Neonlampe tauchte alles in ein weißes blendendes Licht. Immerhin war es angenehm warm.

»Fenster?«, fragte eine aufgeregte Stimme in meinem Kopf. Nein, es hatte kein Fenster, sondern nur die Tür mit dem eingelassenen Spiegel und dem Eingabefeld für das Zahlenschloss. Also setzte ich mich wieder auf das Bett und wartete darauf, dass etwas passieren würde.

Es geschah nichts. Es verging viel Zeit. Ich saß eine Ewigkeit auf dem Bett. Ich musste schon tagelang hier sein. Bestimmt war ich schon mehrere Tage hier gefangen. Die Zeit verging einfach nicht.

Wie lang ist ein Tag? Ewig? Länger? Nein, ich konnte noch nicht so lange hier sein, denn da stand immer noch das Tablett mit den Kartoffeln und Fischstäbchen. Nein, ich würde es nicht essen. Obwohl? Nein! Mir wurde heiß. Ich stand auf und ging einige Male die zwei Meter auf und ab und setzte mich dann wieder hin. Natha, du musst klar im Kopf bleiben!

Lass dich nicht verrückt machen! Denk nach!

Okay, was wusste ich? Das Positive zuerst! Ich war noch am Leben. Ich konnte keinen bleibenden Schaden an mir feststellen und objektiv gesehen ging es mir gut. Das Schlechte: Ich wusste nicht, wo ich war. Ich kam hier alleine nicht raus und ich hatte keine Ahnung, was sie von mir wollten oder mit mir machen würden. Langsam kroch die Panik in mein Bewusstsein.

»Durchatmen, Natha! Klar im Kopf bleiben!«, redete ich mir ein. Wichtig war, dass ich bei Kräften blieb. Ich hob das Tablett vom Boden auf, beäugte das Essen misstrauisch, roch daran und kam zu der Überzeugung, dass es wahrscheinlich in Ordnung war. Ich hörte meinen Magen laut grummeln und schob mir, da es kein Besteck gab, die erste Kartoffel mit den Fingern in den Mund und kaute. Kalt aber gut. Ich achtete gespannt auf irgendeine Veränderung, vielleicht Bauchkrämpfe oder so etwas,

doch das blieb aus und so aß ich auch den Rest. Nach einer weiteren Ewigkeit ging das Licht aus. Es war finster im Raum, bis auf einen leichten Schimmer, der vom Spiegel in der Tür kam. Mich beschlich der Verdacht, dass es sich weniger um einen Spiegel und mehr um eine Art Fenster handelte. Vielleicht war es ein verspiegeltes Fenster, wie man es in den Filmen immer sah. Aufgeregt schnappte ich mir das Tablett und tastete mich an der gefliesten Wand zur Tür. Es musste ein Fenster sein! Ein Spiegel leuchtete nicht in einem finsternen Raum.

Mit der Kraft der Verzweifelten schlossen sich meine Finger um die Kanten des Tablett. Ich holte seitlich weit aus und schlug es mit voller Wucht in die dunkle Scheibe. In der absoluten Stille klang der Aufprall ohrenbetäubend laut.

Damit hatte ich bestimmt jeden hinter der Scheibe auf mich aufmerksam gemacht. Mein Puls begann zu rasen und ich prügelte immer wieder auf den Spiegel ein. Das Plastiktablett zeigte Wirkung, denn es entstanden Risse in der Scheibe und die Spiegelung ging verloren. Schwach konnte ich hindurchsehen und erkannte einen Gang, der quer zu meinem Gefängnis verlief.

Bäng, bäng, bäng schlug das Tablett auf die demolierte Stelle. Die Risse wurden länger, aber es fühlte sich wie ein Netz aus Plastik an. War die Scheibe gar nicht aus Glas? Vom Bett klaute ich das Kopfkissen und drückte es mit meinem ganzen Gewicht gegen das Fenster. Es knarrte vielversprechend. Ich versuchte es erneut. Wieder knarrte es und die Risse verteilten sich bis an die Ränder.

»Gib nach!«, sagte ich laut. »Jetzt gib endlich nach!«

Aber die kaputte Scheibe gab nicht nach und so sank ich schließlich verzweifelt in der Ecke auf dem Bett zusammen. Es gab kein Entkommen.

Ich schreckte hoch, als die Neonlampe am nächsten Morgen anging und mich weckte.

»Wo bin ich?«, war mein erster Gedanke. Ich hatte kaum geschlafen. Jedenfalls kam es mir so vor. Alle paar Minuten war ich panisch aus einem Albtraum erwacht, nur um dann wieder in diesem zu versinken. Ich hatte von der Ärztin geträumt und von der kaputten Scheibe. Im Traum hatte ich sie zerschlagen, es jedoch nicht durch das Fenster geschafft. Es war in unerreichbare Höhen gerückt.

Da im kaputten Zustand die Spiegelung weggefallen war, konnte ich nun durch sie hindurchsehen und erkannte eine Bewegung hinter der Scheibe. Schnell richtete ich mich im Bett auf und krabbelte rücklings in die am weitesten entfernte Ecke.

»Was ist denn hier passiert?«, drang eine besorgte Stimme gedämpft zu mir hindurch.

»Das sehen Sie doch!«, antwortete Sophia zickig. Die Ärztin trat in mein Sichtfeld und wies die andere Person an, Florian zu informieren. Und zwar sofort! Sie habe schließlich schon genug zu tun und nachdem dies hier – sie nickte in meine Richtung, ohne zu bemerken, dass ich sie sehen konnte – sein Projekt sei, solle er sich nun auch gefälligst darum kümmern. Dann öffnete sie die Tür und kam mit dem Stuhl herein.

Zu meinem Entsetzen schloss sie die Tür augenblicklich hinter sich und betrachtete das Ausmaß der Zerstörung. Ihre Kiefer malten aufeinander, als sie sich mit übereinandergeschlagenen Beinen auf den Stuhl setzte und die Akten in ihrem Schoß durchblätterte.

»Du hattest eine aufregende erste Nacht bei uns«, stellte sie kühl fest.

Ich sah sie nur mit großen Augen an und versuchte abzuschätzen, welche ihrer Bewegungen eine Gefahr für mich darstellten.

Sie nahm sich Zeit, einen langen Absatz in die Akten zu schreiben, Dinge zu unterstreichen und Ausrufezeichen zu setzen. Als sie endlich zu mir aufsaß, sagte sie: »Ich hab ja schon vieles erlebt, aber die Sache mit dem Spiegel ist mir neu.«

Ich wusste nicht, ob ich dazu etwas sagen sollte, also ließ ich es lieber.

»Wo ist das Tablett?«

»Unter dem Bett«, antwortete ich angespannt.

»Hol es bitte heraus!«, sagte sie mit einer solchen Autorität, dass ich mich nicht traute, ihre Anweisung zu missachten. Ich bewegte mich vorsichtig aus der Ecke und zog das Tablett langsam unter dem Bett hervor, wobei ich sie die ganze Zeit im Auge behielt.

»Gib es mir«, befahl sie.

»Ich will hier raus!«, erwiderte ich mit Nachdruck.

»Darüber haben wir bereits gesprochen«, wimmelte sie mich ab, kam in diesem weißen Kittel auf mich zu und nahm mir das Tablett ganz selbstverständlich aus den Händen.

»Dankeschön.« Sie legte es zur Tür und setzte sich wieder hin.

»Ich will hier raus!«, versuchte ich es erneut.

»Das habe ich verstanden und ich möchte dir gerne helfen.« Sie deutete auf den zerstörten Spiegel und fuhr ruhig fort: »Wir haben aber jede Menge Arbeit vor uns, damit du wieder gesund wirst!«

»Ich bin nicht krank«, sagte ich bestimmt, um mich selbst zu stärken.

»Siehst du, an diesem Punkt haben wir beide unterschiedliche Meinungen. Du kannst mich nun bei jedem Satz unterbrechen oder dich mit mir unterhalten und vorwärtskommen. Ganz wie du möchtest.«

Sophia betrachtete mich völlig entspannt, was mich irritierte. Sie ließ mir Zeit, eine Entscheidung zu treffen.

»Ich will meine Eltern sprechen!«, entgegnete ich ihr trotzig.

»Wie du willst, dann werden wir uns heute nicht unterhalten!«

Sie ging zur Tür, klopfte dagegen und trat mitsamt dem Stuhl heraus.

»Warte«, rief ich ihr nach.

»Lass mich nicht alleine!«

Die Tür fiel hinter ihr ins Schloss und ich saß wieder in völliger Stille in meinem Gefängnis.

»Sie hat dir den Brief geschrieben, richtig? Sie ist die Entführerin!«, unterbrach mich Jan in meiner Erzählung. Er packte ein Sandwich aus seinem Rucksack aus, riss es in der Mitte durch und reichte mir eine Hälfte.

»Mann, das ist ja voll krass! Du musst damit zur Polizei gehen! Wirklich!«

Er wollte mich mit vollem Mund überreden.

Ich schüttelte den Kopf. »Warum das nicht geht, erkläre ich dir später. Der Teil kommt noch. Um das zu begreifen, musst du aber erst verstehen, was sie mit uns gemacht haben.«

»Uns?«, fragte er verwirrt.

»Mit Niklas und mir«, antwortete ich und griff nun ebenfalls zum Sandwich. Ich hatte nicht bemerkt, wie die Zeit verging. Es tat mir so gut, endlich mit jemandem über die Dinge sprechen zu können, die mir im Kopf herumspukten.

»Den hatte ich schon ganz vergessen«, gab Jan zu und reichte mir gleich die Getränkeflasche weiter. Ich tippte meiner Mutter schnell eine SMS, in der ich erklärte, dass ich bei Freunden war und sie sich keine Sorgen machen musste und zog meine Jacke ein wenig enger um mich herum. Es wurde frisch.

»Und dann?«, fragte Jan neugierig. »Wie geht es weiter?«

Sophia ließ mich warten. Das war ihre bewährte Taktik, wenn sie etwas durchsetzen wollte. Ich saß einen weiteren Tag ganz alleine in dem stillen Raum und konnte es beinahe nicht ertragen, keine Geräusche um mich herum wahrzunehmen. Das machte mich fertig. Es nagte an mir, kratzte an meinem Bewusstsein und irgendwann hatte ich den Eindruck, dass ich meine Gedanken laut hörte, so, als ob ich jeden einzelnen aussprechen würde. Die Enge bedrückte mich und nachts konnte ich nicht schlafen. Zum einen, weil ich schon den ganzen Tag auf dem Bett gelegen hatte, und zum anderen wegen der eindringlichen Albträume, die mich verfolgten.

Sobald ich meine Augen schloss, ging meine Fantasie mit mir durch. Was hatten sie mit Niklas gemacht?

Warum hatte er so geschrien? Was wollten sie mit mir machen?

Und so driftete ich von einem Albtraum direkt in den nächsten.

Jeder noch ein bisschen quälender als der vorherige. Tagsüber konnte ich wegen der grellen Neonlampe auch nicht schlafen und so war ich am nächsten Morgen fix und fertig, als Sophia zu mir kam.

Sie beäugte mich unzufrieden und verschwand wieder, bevor sie ein Wort gesagt hatte. Jedes Mal, wenn die Tür zuing, hallte das Klicken des Schlosses in meinen Gedanken nach und hinterließ einen schwarzen Fleck voller Angst und Verzweiflung.

Die Krankenschwester kam herein und reichte mir wortlos eine Flasche Shampoo und ein Handtuch, damit ich mich waschen konnte.

»Danke«, sagte ich und stellte mich neben sie, als sie den Nummerncode eintippte.

»Wie heißt du?«, fragte ich sie und beobachtete die automatisierte Bewegung ihrer Finger. Ich bekam weder eine Antwort, noch wurde ich eines Blickes gewürdigt. Sie starrte stur geradeaus, zog die Tür auf und trat geübt auf eine Weise hinaus, die mir den Weg versperrte.

»Klick« und ich war alleine. Eine ganze Weile, nachdem ich mir die Haare gewaschen und mich mit dem eiskalten Wasser so gut es ging abgeduscht hatte, kam die alte Ärztin wieder herein.

»Deutlich besser«, befand sie und reichte mir einen Stapel frischer Schlafanzüge. »Zieh dich um.«

Ich zögerte, denn ich hatte keine Unterwäsche an und blieb deshalb zunächst unentschlossen stehen.

Sie blickte von den obligatorischen Akten auf, die schon wieder auf ihrem Schoß lagen und sah mich an, als wenn ich schwer von Begriff wäre.

»Zieh dich um, die getragenen Sachen gehen in die Wäscherei«, wiederholte sie.

»Vor Ihnen?«, fragte ich und bekam daraufhin einen tiefen Seufzer und ein Nicken.

»Ja, vor mir.«

»Ich habe keine Unterwäsche ...«, ließ ich es vorsichtig anklingen.

Ganz selbstverständlich antwortete sie mir, dass diese mit im Stapel läge und fragte mich, worauf ich denn nun warten würde.

Mir blieb keine andere Wahl, als mich vor ihren Augen komplett auszuziehen und dann in verwaschene Unterwäsche und einen frischen weißen Schlafanzug zu schlüpfen, der aus einer langen Hose und einem kurzärmeligen T-Shirt bestand.

»Gut«, sagte sie, bedeutete mir mit einer Handbewegung, mich auf das Bett zu setzen, und zog einen vorgedruckten Bogen aus den Unterlagen, an dessen Schema sie mich nun befragte: Name, Alter, Größe, Gewicht.

Ich antwortete ihr, damit ich nicht alleine sein musste. Dann kamen Fragen zu meinen Gewohnheiten: Trieb ich Sport? Konnte ich gut zeichnen? Was hatte ich für Noten in der Schule? In welchen Fächern war ich am besten? Ich sah absolut keinen Sinn darin, aber ich war so froh, dass sich endlich jemand mit mir unterhielt, dass ich ihr alles beantwortete.

»Warum hat sie dich das gefragt?«, unterbrach Jan meine Erzählung.

»Sie hat versucht mich einzuschätzen. Sie überprüfen immer, ob ihre Gäste den Aufwand wert sind, den sie mit ihnen betreiben.

»Was, wenn nicht?«, wollte Jan wissen.

»Sind ja nicht viele wieder aufgetaucht ...«, entgegnete ich ihm, woraufhin er mich erschrocken ansah.

»Aber du warst es wert, was auch immer sie mit dir machen wollten?«

»Bisher noch nicht, denn Sophia reichte mir einen Fragebogen und einen Stift, sah auf ihre Armbanduhr und sagte: »Du hast zwei Stunden dafür Zeit.«

Sie stand auf, um zu gehen.

»Ich fülle das nur aus, wenn ich telefonieren darf«, erklärte ich mit all meinem Mut.

Das entlockte ihr ein überraschtes Lächeln und sie drehte sich wieder zu mir um. »So funktioniert unsere Beziehung nicht«, stellte sie klar. »Du darfst maximal um etwas bitten.«

»Warum sollte ich den Fragebogen ausfüllen, wenn Sie mir nicht entgegenkommen?«, konterte ich in einem Anflug von Hochmut und zählte meine Forderungen auf: »Ich will wissen, wo ich bin, warum ich hier festgehalten werde und wann ich gehen kann!«

Einen Moment sah sie mich wieder mit der belustigten Miene an, dann verschwand dieser Ausdruck von ihrem Gesicht und wich einem ernsten, drohendem.

»Pass auf«, sagte sie. »Ich war bisher sehr nett zu dir. Nur um das klarzustellen: Du bist hier nicht im Hotel

oder im Ferienlager. Es wäre besser für dich, wenn du tust, was ich dir sage.«

»Sonst was?«, entgegnete ich ihr frech. »Sonst sperrt ihr mich ein?«

»Füll den Test aus!«, antwortete sie recht freundlich und ging.

Die Frechheit, sie nach Konsequenzen zu fragen, besaß ich zu diesem Zeitpunkt nur deshalb, weil ich in meiner unbelasteten Fantasie noch keine Vorstellung von Bestrafungen hatte. Ich kannte dieses Konzept von Zuhause nicht. Nachdem sie den Raum verlassen hatte, sah ich mir den Fragebogen an. Es handelte sich dabei um einen IQ-Test. Ähnliches hatte ich aus Langeweile im Internet ein paar Mal angekreuzt.

Nach zwei Tagen voller Angst und Ungewissheit kochte so langsam die Rebellion in mir hoch. Gedanklich klopfte ich mir wegen des kaputten Spiegels auf die Schulter und beglückwünschte mich zu meiner immer noch vorhandenen Widerstandskraft.

Hätte ich die Spielregeln gekannt, hätte ich wahrscheinlich anders gehandelt, aber so legte ich den IQ-Test unberührt zur Tür und wartete ab. Es sollte nicht lange dauern, bis ich diese Entscheidung bereute.

Sophia kam herein und hob den unausgefüllten Test vom Boden auf. Sie blätterte ihn durch, zog die Augenbrauen hoch und warf mir einen nachdenklichen Blick zu.

»Falls du bei uns bleiben solltest, hast du noch eine Menge zu lernen«, stellte sie fest.

Ich verschränkte die Arme vor meiner Brust.

Ich würde diesen Test nicht ausfüllen! Allerdings hatte ich auch keine weitere Chance dazu, denn Sophia pflegte Dinge nur einmal zu sagen. Sie drehte sich

wortlos um, wobei der weiße Kittel hinter ihr herschwang. Als sie den Raum verlassen hatte, blieb eine dezente Note Parfüm in der Luft hängen.

An diesem Tag erhielt ich meine erste Lektion im Thema Bestrafungen. Fünf Minuten, nachdem sie gegangen war, hörte ich ein deutliches metallisches Klicken, dann ging das Licht aus. Zeitgleich klebten sie von außen mit einer schwarzen Plane das Fenster ab. Ich saß in meinem Gefängnis in völliger Finsternis. Ich tastete mich an den kalten Fliesen nach vorne zum kaputten Spiegel und versuchte durch die Plane hindurchzusehen. Unmöglich. Es war so dunkel, dass ich überhaupt nichts sehen konnte. Augenblicklich bekam ich wieder Herzrasen und Angst, was mir das Atmen erschwerte.

»Gleich kannst du wieder sehen«, sagte ich laut, um mir selber Mut zu machen. »Du musst nur abwarten, Natha. Das ist immer so im Dunkeln. Deine Augen gewöhnen sich daran. Gleich wirst du wieder sehen!«

Der letzte Satz klang sogar in meinen eigenen Ohren mickrig. Ich sank mit dem Rücken zur Tür zu Boden und wartete. Nichts geschah. Es war zu dunkel zum Sehen, zu leise, um etwas zu hören, und zu einsam, um diese Situation ertragen zu können. Ich tastete mich zum Bett, legte mich darauf und zog meine Beine, soweit es ging, zu mir her. Eine ganze Weile kauerte ich regungslos in Embryonalhaltung.

Wahrscheinlich schlief ich ein, denn es überfielen mich schreckliche Träume, aus denen ich unvorbereitet erwachte und dann panisch die Augen aufschlug. Aber auch dann war es so dunkel im Raum, dass ich mir nicht sicher war, überhaupt wach zu sein.

»Wo bin ich?«, fragte ich laut und erschrak über den plötzlichen Ton. Ich war verwirrt. Langsam fiel mir meine Situation wieder ein. Nicht verrückt werden! Klar im Kopf bleiben! Lass dich nicht verunsichern, Natha!

»Ich bin nicht krank! Ich wurde entführt!«, sagte ich mir mehrmals vor, bis meine Stimme stärker klang und ich mir selber glaubte. Denn in meinen Träumen begann ich langsam Sophia zu glauben. Was, wenn sie recht hatte und ich tatsächlich irgendeine Krankheit hatte? Ich hatte Gedächtnislücken ...

Nein! Ich bin gesund! Ich bin gesund! Auf allen vieren tastete ich mich blind zum Wasserhahn vor und drehte ihn quietschend auf. Ein dünnes Rinnsal kam heraus, dann stotterte er und vertrocknete. Jetzt bekam ich Panik. Ich war mir sicher, dass sie mich verdursten lassen würden. Meine Kehle fühlte sich von Sekunde zu Sekunde trockener an.

Durst. Panik.

Panik. Durst. Durst. Durst.

Panik. Ich wusste nicht mehr, welcher Gedanke zuerst da war. Alles drehte sich in meinem Kopf im Kreis. Sie bringen dich um! Du wirst verdursten! Bin ich krank?

Durst!

Ich bin blind!

Klar im Kopf bleiben, Natha!

Ich muss sterben. Ich muss sterben!

Ich muss STERBEN!

ICH WILL LEBEN!

Und dann hörte ich die Stimme in meinem Kopf zum ersten Mal, die sagte: »TU ALLES, WAS SIE WOLLEN! TU ALLES, UM ZU ÜBERLEBEN!«

Ich war dreizehn und ich wusste, dass ich alles tun würde, um nach Hause zu kommen und zu überleben. Mit letzter Kraft und ohne jegliches Zeitgefühl kroch ich zur Tür, klopfte dagegen und rief: »Bitte helft mir! Ich tu alles, was ihr wollt! Bitte!«

Ich begann zu betteln und zu flehen, was beides keine Wirkung zeigte. Erschöpft und mental am Ende sank ich in mir zusammen.

»Die Blackbox!«, flüsterte Jan. »Du wusstest, wie es ist, weil es dir selber schon passiert ist.«

Ich nickte.

»Was ist dann passiert?«, fragte er eindringlich und ich konnte sehen, wie sehr ihn die Erzählung fesselte.

»Es wird kalt.« Ich knüpfte meine Jacke zu und stand von der unbequemen Bank auf. Um uns herum begann es bereits zu dämmern. Wir hatten die Zeit aus den Augen verloren.

»Ich muss nach Hause«, sagte ich.

»Kein Problem. Ich bring dich! Aber wir gehen langsam und du erzählst weiter, ja?« Er war ganz aufgeregt.

Als das Licht endlich wieder anging, war ich völlig entkräftet. Eine Krankenschwester kam herein, brachte frische Kleidung mit und wusch mich, während ich hilflos in das grelle Licht blinzelte und langsam wieder zu mir kam.

»Durst«, krächzte ich.

Sie stellte mir wortlos eine lauwarmer Suppe vor das Bett und verschwand. Zittrig hob ich die Suppe hoch, pustete darüber und trank sie gierig aus. Es war kein Löffel dabei, also fischte ich die Nudeln mit bloßen Fingern heraus. Es schmeckte unglaublich gut.

Mit der Zunge leckte ich jeden restlichen Tropfen Flüssigkeit heraus und bedauerte, dass sie schon leer war, denn ich war immer noch hungrig. Immerhin musste ich nicht verdursten. Die klebrigen Finger wischte ich bedenkenlos an der weißen Schlafanzughose ab.

Als Sophia mit ihrem gemäßigten Schritt hereinkam, war ich wieder einigermaßen bei Sinnen.

»Sie haben dich entführt! Du bist nicht krank! Es liegt nicht an dir!«, sagte ich mir in Gedanken vor. Dazu kam die Stimme, welche »Tu alles, um zu überleben« flüsterte.

Sophia sah heute sehr alt und sehr müde aus. Etwas musste außerhalb dieses Raumes geschehen sein. Ihr schlechter Zustand weckte mein Interesse und ich hoffte, dass sich meine Situation durch eine Unaufmerksamkeit ihrerseits verbessern ließ.

»Guten Morgen, Nathalie«, sagte sie und stellte sich den obligatorischen Stuhl in den Raum. Ihre Handknöchel traten weiß unter den faltigen Händen hervor.

»Guten Morgen«, antwortete ich unsicher, darauf bedacht, sie nicht zu verärgern.

»Was sind das für Flecken auf deiner Hose?«

»Was für ...« Ich sah an mir herab. »Suppe?«

»Wieso hast du Suppe auf deiner Hose?«

Sie lehnte sich im Stuhl zurück.

»Die Suppe hatte keinen Löffel dabei, deshalb musste ich die Nudeln mit den Fingern essen«, erklärte ich kleinlaut.

Sie registrierte meinen erschrockenen Blick, streckte sich zum Wasserhahn hinüber und drehte ihn auf. Es stotterte in der Leitung, dann kam wieder Wasser.

»Wasch dir die Hände.« Ich gehorchte.

Sie notierte wie immer etwas in den Akten, auf die ich zum ersten Mal einen kurzen Blick erhaschen konnte. Allerdings schrieb sie in so einer kitzeligen Schrift, dass ich nur die abgedruckten Bilder erkannte. Aus den Augenwinkeln entdeckte ich einen Lageplan, auf dem mehrere Räume und der lange angrenzende Flur zu sehen waren. Auf einem Zimmer stand »Nathalie«. Das war also ich. Es lagen weitere Räume parallel zu meinem, die ebenfalls an den Flur angeschlossen waren. Ich überflog die Namen, bis ich einen fand, auf dem »Niklas« stand. Aufgeregt setzte ich mich wieder auf das Bett.

»Wie geht es dir, Nathalie?«, fragte Sophia und musterte mich dabei mit einem langen Blick von oben bis unten.

»Ich ... ähm ... ich habe Hunger«, antwortete ich leise. Sie schrieb eine Notiz.

»Wir waren vorgestern bei dem Test stehen geblieben. Die Regeln sind dieselben. Du hast zwei Stunden Zeit.« Ich bekam einen Kuli. Als sie ging, dröhnte das Klicken des Schlosses in den Ohren. Wieder war ich alleine gefangen.

»Aber dieses Mal hast du ihn ausgefüllt?«, riet Jan.

Ich nickte. »Alles, um zu überleben. Ich habe alles gemacht, was sie von mir wollte.«

»Und was wollte sie von dir?« Ich zuckte mit den Schultern und sah sie gedanklich mit den bunten Plastikröhrchen und einer Nadel zum Blutabnehmen vor mir stehen. »Verschiedenes.«

Sophia konnte nett sein, wenn man genau das tat, was sie wollte. Mit den Ergebnissen des IQ-Tests schien sie zufrieden zu sein, denn sie kam am nächsten Tag ohne den Stuhl zu mir herein. Mit einem Klemmbrett unter dem Arm deutete sie zur Tür.

»Wenn du mir bitte folgen würdest!«, wies sie mich in diesem autoritären Tonfall an und öffnete mir das Tor zur Freiheit.

Misstrauisch stand ich vom Bett auf und ging langsam auf die Tür zu.

»Heute noch!«, sagte sie recht freundlich, aber auf eine Art und Weise, die mir unheimlich war.

Auf dem langen Gang erwog ich meine Chancen, mit einem Sprint die Flucht zu ergreifen. Sie sah es mir an und erklärte: »Links geht es in den Aufenthaltsraum, rechts in die Küche und in mein Büro. Falls du laufen willst, dann kommst du rechts ein Stück weiter.«

Ich unterließ den Fluchtversuch.

Wir gingen im Neonlicht den Flur nach rechts auf ihr Büro zu, wobei ich versuchte, durch die abgedunkelten Fenster einen Blick in die abzweigenden Gefängnisse zu erhaschen. In einem brannte Licht und ich erkannte einen blonden Haarschopf unter dem weißen Bettzeug.

Niklas lag regungslos in diesem Raum, der genau aussah wie meiner. Automatisch blieb ich vor dem Fenster stehen. Ein metallener Ständer, wie die im Krankenhaus, stand neben seinem Bett. Daran hing ein Infusionsbeutel, in dem sich eine leicht gelbe durchscheinende Flüssigkeit befand, welche über einen langen Schlauch auf ihn zulief und dann unter der Bettdecke verschwand.

Starr vor Entsetzten sah ich von ihm zu Sophia und trat einige Schritte zurück.

Sie bemerkte erst am Ende des Ganges, dass ich ihr nicht mehr folgte.

»Hier herein, bitte«, sagte sie und hielt eine andere Tür für mich auf.

Ich blieb gelähmt auf meiner Stelle stehen, woraufhin sie zu mir zurückkam. Die alte Ärztin war deutlich größer als ich und wirkte in diesem weißen sterilen Kittel bedrohlich. Sie war ungeduldig und ich machte ängstlich einen weiteren Schritt zurück.

»Egal, was ihr mit ihm gemacht habt. Mit mir macht ihr das nicht«, flüsterte ich.

Sie holte tief Luft, legte das Klemmbrett auf den Boden und rieb sich mit beiden Händen die Schläfe.

»Wovor hast du Angst?«, fragte sie mich. Darauf antwortete ich erst gar nicht.

Mit den Händen in den Kitteltaschen stellte sie sich vor Niklas Fenster. »Er schläft nur. Er hatte einen anstrengenden Tag gestern.«

»Was ist das für ein Zeug, was da hängt?«, fragte ich und erwartete eigentlich keine Antwort.

»Möchtest du zu ihm?«, entgegnete sie mir. War das eine Fangfrage?

»Ja?«, hauchte ich.

»Komm her!«

Ganz langsam ging ich auf sie zu und stellte mich wieder vor das Fenster. Ich war mit der Situation überfordert. Einerseits wollte ich ihn ansprechen und zu ihm ins Zimmer, andererseits wollte ich keinesfalls eingesperrt werden. Auf dem Infusionsbeutel stand in schwarz ein Schriftzug. Mit zusammengekniffenen Augen versuchte ich, ihn zu entziffern, doch ich stand zu weit weg. Während ich weiter die gelbe Flüssigkeit anstarrte, bemerkte ich meinen Fehler zu spät.

Sophia stand in meinem Rücken! Ich spürte ein Piksen am Oberarm, drehte mich um und sah noch die Spritze in ihren Händen, bevor mir schwarz vor Augen wurde und ich in mir zusammensackte.

Ich fand mich auf einem Stuhl sitzend vor einer riesigen Leinwand wieder. In ohrenbetäubender Lautstärke lief ein Amateurvideo einer fremden Familie. Eine glückliche Frau setzte ein Baby in die Badewanne. Sie unterhielt sich mit ihrem Mann und lachte herzhaft, wobei ihre schönen weißen Zähne zu sehen waren.

Die Szene wechselte und die Familie war auf einem Spielplatz zu sehen. Kindergarten, Einschulung und Familienfeste kamen als nächstes.

Ich hielt mir die Ohren zu, um der Dröhnung zu entkommen. Von allen Seiten des Raumes drangen die Geräusche auf mich ein. Immer wieder war die Stimme der Frau zu hören, wie sie mit ihrer Tochter sprach. Das dunkelhaarige Mädchen hüpfte in einem geblühten Kleid über die Wiese. Jetzt war auch ihr Bruder, ein blonder Junge mit Locken dabei. Die beiden spielten Fangen, wobei er älter und schneller

war. Um mich herum drehte sich alles. Mir war schwindelig, sodass ich mich an der Lehne des Stuhls festhalten musste, um nicht zu fallen. Der Raum kippte nach rechts.

»Mama?«, rief das fremde Mädchen.

»Ja, Nathalie?«, antwortete diese. Wieder wechselte die Szene und die Familie saß plötzlich am Meer und badete. »Ieeeeeh«, schrie das Mädchen auf und der Vater schimpfte mit dem Jungen, der seine Schwester nass gespritzt hatte.

»Lass endlich deine Schwester in Ruhe, Niklas!« Dann ging es wieder von vorne los.

Beide Kinder saßen in der Badewanne und bewarfen sich mit Schaum. Das Gelächter drang auf mich ein. Kindergarten. Er weinte nach einer Verletzung am Knie. Schule, Urlaub, Familienfeier. Sie liefen über die Wiese.

»Mama?«

»Ja, Nathalie?«

Die Familie war am Meer. Sie sahen glücklich aus. Er ärgerte mich. Ich schrie auf, als das kalte Wasser mich erwischte. Papa sagte, er solle mich nicht ärgern. Badewanne. Wir im Kindergarten. Einschulung.

Alles drehte sich.

Wo war ich?

Wiese. Meer.

Niklas lachte mich aus.

Am Meer waren wir noch glücklich!

Der laute Ton machte mich verrückt! Ich wollte aufstehen und drückte mich vom Stuhl hoch. Wo war der Boden? Ich fiel zurück.

Wer war ich?

Badewanne, Kindergarten, Schule.

»Nathalie?«

»Ja, Mama?«

Moment, meine Mutter hatte doch dunkle Haare! Hatte meine Mutter dunkle Haare? Ich stand vom Stuhl auf, ging einen Meter und stürzte auf den Boden, wobei ich mir auf die Zunge biss. Der metallene Geschmack von Blut löste den einen Gedanken aus: Überleben!

Dies war nicht die Realität. Auf den Bildern war nicht ich zu sehen! Ich musste klar im Kopf bleiben! Auf dem Boden liegend, bemerkte ich einen Schmerz an meinem Oberarm. Ich tastete mit den Fingern über die Haut und spürte eine leichte Schwellung. Was war passiert? Ich wusste es nicht mehr.

An meinem linken Handrücken war ein rosa Plastikteil mit einem Pflaster befestigt. Ich pulte es im flackernden Licht des Films von meiner Haut herunter und zog den rosa Stopfel aus meiner Haut heraus. Blut lief an mir herab. Ich betrachtete das Rinnsal zunächst distanziert, dann schockiert. Mit steigender Panik wurde ich klarer. Sophia hatte mich in einen Raum gesetzt und versuchte, mir Dinge einzureden. Was hatte sie mir gespritzt? Da war doch etwas ...

Das Licht flackerte gelb. Gelb! Niklas! Die Infusion! Sie hatten mich unter Drogen gesetzt.

Jan und ich bogen in den Langenweg ein. Neben uns schalteten sich die Straßenlaternen an und eine getigerte Katze jagte durch die Vorgärten.

»Erzähl noch ganz kurz weiter«, bettelte Jan.

»Also, deshalb stand ›dein Bruder‹ im Brief. Sie wollten dir einreden, dass Niklas dein Bruder ist. Aber jetzt weiß ich immer noch nicht, was mit den anderen Dingen gemeint ist. Wer ist ›euer alter Bekannter? Warum gehst du nicht zur Polizei, wenn du noch alles so genau weißt und warum ...?«

»Jetzt mach mal halblang!«, unterbrach ich ihn. »Mir ist kalt und ich habe heute schon so viel erzählt. Ich glaube, das ist erst mal genug.«

»Aber ...«, warf er ein, doch ich schüttelte den Kopf.

»Nur eine Frage, ja?«, verhandelte er, was mich schmunzeln ließ. Die Katze gesellte sich zu uns und strich mir um die Beine. Ich hob sie hoch und kraulte sie auf meinem Arm.

»Letzte Frage!«

»Okay«, sagte Jan, grinste und überlegte, welche er stellen sollte. Er machte den Mund auf, um etwas zu sagen, entschied sich im letzten Moment um und wollte schließlich wissen: »Wer ist ›der alte Bekannte?«

»Kommissar Weitleitner von der Polizei«, antwortete ich und setzte die strampelnde Katze wieder auf dem Boden ab.

Jan sah ziemlich verwirrt aus. In seinem Kopf sprudelten die Fragen über, was seine struppigen schwarzen Haare noch wilder abstehen ließ als sonst.

Ich vertröstete ihn auf morgen, umarmte ihn zum Abschied und sagte: »Danke fürs Zuhören. Du hast mir echt geholfen.«

Er wurde rot im Gesicht, sprang auf sein Fahrrad und raste fluchtartig davon.

Am nächsten Morgen saß ich mit Claire und meinen Eltern zusammen am Frühstückstisch. Günther und Maria teilten sich die Zeitung und diskutierten über die

anstehende Bürgermeisterwahl, während Claire beglückt in die Luft starrte und abwesend mit dem Löffel durch ihre mittlerweile aufgedunsenen Kelloggs fuhr. Ich musste lachen und sagte: »Mann Claire, dich hat es aber wirklich erwischt.«

»Was?«, fragte sie ganz aus den Tagträumen gerissen. »Oh ne, meine Kelloggs sind ja schon matschig.« Sie sah sie bedauernd an. Ich prustete los, was sie dazu veranlasste, den Wirtschaftsteil der Zeitung nach mir zu werfen.

»Du bist doch doof!«, sagte sie zu mir.

Jetzt schrie auch Günther auf, weil er den Wirtschaftsteil noch lesen wollte und im Nu war eine riesige Diskussion im Gange.

»Wieso schüttetest du die Kelloggs weg?«, wollte Maria wissen, die in die Küche ging, um uns Brote zum Mitnehmen zu schmieren.

»Ich mag es nicht, wenn die matschig sind.«

»Warum hast du sie dann so lange stehen lassen?«, wunderte sich Maria.

Claire erfand gerade eine Ausrede, als ich ihr »Steffan« ins Ohr flüsterte und dafür einen Ellenbogen in die Rippen bekam.

Ja, es fühlte sich langsam an wie immer. Wir diskutierten beim Zähneputzen im Bad weiter.

»Sag mal, hat es geklingelt?«, fragte Claire.

»Jetzt lenk nicht vom Thema ab, wir waren gerade bei Steffan«, entgegnete ich mit Zahnpasta im Mund.

»Ich hab wirklich die Klingel gehört«, wehrte sie sich und bekam Unterstützung von Maria, die durch das Treppenhaus zu uns nach oben rief: »Für dich, Natha. Jan ist da.«

»Oho! Jan!« Claire warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu. »Von Jan wusste ich ja noch gar nichts!«

»Da gibt es auch nichts zu wissen«, behauptete ich und flüchtete aus dem Bad.

Claire nutzte noch die Gelegenheit mir hinterherzurufen: »Der klingelt um 7:15 Uhr und da gibt es nichts zu wissen?!«

Jan stand im Flur und bewunderte die Portraits, die ich gemalt hatte. »Wow«, sagte er. »Ganz okay.«

Ich deutete sein »ganz okay« als »ziemlich gut« und bedankte mich für das Kompliment. Wir machten uns gemeinsam auf den Weg zur Schule.

»Was tust du so früh hier?«, war das erste, was mir einfiel.

»Ich muss wissen, wie es weitergeht! Was hast du gemacht? Habt ihr versucht abzuhauen? Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Du musst es mir erzählen!«

Sein Interesse erstaunte mich ein klein wenig, da mir meine eigenen Erlebnisse nicht wirklich aufregend erschienen.

»Na gut, aber nur bis zur Schule!«, willigte ich ein und dachte mir nebenbei, dass Jan gar nicht so schlecht aussah.
